

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

27.4.1919 (No. 17)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 17

Karlsruhe, Sonntag, 27. April

1919

Inhalt: Drei Lieder im neuen Frühling. Von Emil Alfr. Herrmann.
— Die Karlsruher Museen und ihre Zukunft. Von Prof. Max Wingenroth-Freiburg. — Goethes Bestätlicher Divan. Von Prof. Dr. Wittowski. — Das städtische Ei. Groteske von Wilfrid.

Drei Lieder im neuen Frühling.

Von Emil Alfred Herrmann.*

Ruch deines Lebens Sinn

Früh pocht ein leises Klingen an mein Haus:
erwache, Schläferin Seele, tu dich auf
und sieh die Bäumchen rings und rings beglückt,
mit tausend Blüten rot und weiß geschmückt
unter dem blauen Himmel in der Sonne stehn.
Denn dies ist ihre Freude,
und ihre Freude macht sie schön.
So sollt ihr Menschen auch
wie diese Bäumchen freudig schön
unter dem Himmel in der Sonne stehn.
Ja, dies sei deins, auch deines Lebens seliger Sinn:
beglückt beglückend unterm Himmel stehn und l. äh'n.

*

Denn nur der Glückliche beglückt

Und wieder blüht ein Frühling auf
in aller Seligkeit,
und Blütenbäumchen stehen weiß und rot
und wissen nicht vom Leid der Zeit
und Menschennot.

So duldet Freunde,
daß sich mein Herz, wenn zögernd auch,
der jungen Erde gleich mit Freude schmückt,
für mich — für euch:
denn nur der Glückliche beglückt.

*

Blühe nur

O weltverlorenen Wanderns selige Raft
im Tal der Blüten . . .
verhallt
des Lebens ferner Ruf,
verweht die letzte Menschenspur —
Wirf ab, befreie Seele, Menschenwissens Wünschens Wähnens
unselige Last —
still atmend, ruhend, schauend,
träumend unter Blüten: blühe nur.

* Lieder u. Epikale von Emil Alfr. Herrmann, Jena b. Eug. Diederichs 1911.

Die Karlsruher Museen und ihre Zukunft.

Von Prof. Max Wingenroth-Freiburg.

Als die Revolution Throne und Thronchen stürzte, da begann man in manchen Städten Deutschlands, den ehemaligen Residenzen, für deren Zukunft zu bangen. Nicht zuletzt in Karlsruhe und auch sicher nicht ohne Grund. Ist das Großherzogtum doch ein geographisch und ethnisch unnatürliches Gebilde. Erst der alte Großherzog Friedrich hatte diese napoleonische Schöpfung durch die Macht seiner Persönlichkeit zusammengeschweißt. Aber die zentrifugalen Tendenzen machten sich in einem Punkt noch deutlich fühlbar: niemand wollte so recht die Landeshauptstadt an-

erkennen, nichts von dem Stolze der Schwaben auf ihr Stuttgart, der Bayern auf ihr München war zu bemerken, im Gegenteil, alles was von Karlsruhe kam, lehnte man nur zu gerne ab. Wer nie dort gelebt hatte, kannte nicht die feine geistige Kultur, die sich unter der Regide der Großherzöge durch das Zusammenwirken von Theater, Künstlerchaft und Polytechnikum mit einem, weil nicht begüterten, edleren Genüssen in höherem Maße zugänglichen Beamtentum dort entwickelt hatte. Als Nichtkarlsruher darf ich es wohl aussprechen, daß in keiner badischen Stadt das Publikum für Kunst und Wissenschaft so zahlreich und in der Betätigung seines Interesses so lebendig war. Gefördert natürlich auch durch die von Selde des ganzen Landes unterstützten Institute. Wie gesagt, nicht ganz mit Unrecht mochte man fürchten, daß diese Unterstützung durch den Wegfall des Hofes aufhören werde, obwohl dieser in der letzten Zeit sich auf die reine Ausübung der Pflicht beschränkte und auf keinem Gebiet besonders fördernd auftrat. Gerechtfertigt war diese Befürchtung, wenn Deutschland zum reinen Einheitsstaat geworden wäre. Nun bleiben aber die Bundesstaaten bestehen. Und wir wollen hoffen, daß auch bei engeren wirtschaftlichen Vereinigungen mit Württemberg unser Badener Land, das in den letzten 70 Jahren ein eigenes, wahrhaft zusammenhängendes geistiges Leben entwickelt hat, in dieser Selbständigkeit erhalten bleibt. Dann aber bedarf es einer Landeshauptstadt, des Sitzes seiner Regierung. Und damit muß denn auch in ihr seine Erfüllung finden, was nur durch das ganze Land in einem Ort geleistet werden kann, all' das, in dem die Einheit dieses Landes in äußere Erscheinung tritt.

Das ist aber in erster Linie der Fall in den Landesmuseen. Keine Stadt Badens wird sie einer andern gönnen — und so müssen auch die übrigen Städte anerkennen, daß diese Landesmuseen zu den großen Staatsaufgaben gehören — auf der anderen Seite dürfen aber auch keinerlei lokale, Karlsruher Interessen bei ihrer Ausgestaltung eine Rolle spielen. Alle Städte Badens, voran Heidelberg, Mannheim, Freiburg, haben ihre eigenen Museen mit ihren besonderen Aufgaben, für die sie selbst das Geld aufbringen. Solange der Staat bei ihnen nicht mitzahlt, hat der badische Steuerzahler auch für rein Karlsruher Interessen auf diesem Gebiete keinen Pfennig aufzubringen.

Es heißt daher klar erkennen: welche Zentralmuseen in Karlsruhe liegen im Interesse des Landes? In den letzten Jahrzehnten haben sich unsere Anschauungen über die verschiedenen Gattungen von Museen und ihre Aufgaben immer mehr geklärt. An Stelle eines planlosen Arbeitens ohne bestimmte Ziele und eines oft geradezu tollwütigen Sammeleifers ist — wenigstens in der Erkenntnis der maßgebenden Köpfe — eine vernünftige Museumspolitik getreten, die jedem Land, jeder Stadt je nach ihrer Bedeutung, ihrer Geschichte und den Bedürfnissen der Einwohner bestimmte Aufgaben stellt, Aufgaben, die sie erfüllen müssen, aber auch erfüllen können, wenn sie sich in den dadurch vorgezeichneten Grenzen halten. In Karlsruhe ist leider eine gewisse Zerfahrenheit auf diesem Gebiet nicht zu leugnen gewesen. Heute und in absehbarer Zukunft sind unsere Mittel aber derartig beschränkt, daß es mehr wie je gilt, sie in richtiger Erfassung der notwendigen Aufgaben zusammenzuhalten. Zugleich verlangt unsere Zeit gebieterisch, daß wir an Stelle einer Luxuskultur der höheren Schichten eine wahre Volkskultur auf breiter sozialer Grundlage schaffen.

Meines Trachtens können über die erste Aufgabe der Karlsruher Museen gar keine Zweifel bestehen. Wie die politische Geschichte des Landes sich in der alten Residenz und dem Sitz der neuen Regierung abspielt, wie von hier aus die großen Kulturaufgaben gelöst werden müssen, so muß auch die Geschichte des Landes, die Geschichte seiner Kultur in Karlsruhe ihre genügende Repräsentation finden, nicht in Mannheim oder Freiburg, wofelbst Pfälzer- oder Alemannen-Geschichte ihre Stätte haben.

Das historische Landesmuseum hat die Geschichte Badens und zwar nicht nur der alten Markgrafschaften, sondern des gesamt Landes von Konstanz bis Wertheim darzustellen. Und zwar so deutlich und übersichtlich, daß sie jeder, der keine dicken Geschichtsbücher wälzt, aus diesem Museum ohne Mühe ableiten kann, daß aber auch der Geschichtskundige eine lebendige Bereicherung seiner Kenntnisse erfährt. In den erhaltenen Monumenten unserer Geschichte aus Stein, Holz, Ton, Eisen, Papier usw. muß die politische Entwicklung des Landes, sein Kriegs- wesen, sein Rechts- und Handelsleben, sein Wohnungs- wesen, sein Trachten, sein wissenschaftliches Leben, die Kunde seines ländlichen Volkstums in wohlgeordneten Kapiteln ihre Darstellung finden. Das Rückgrat wird dabei seine Territorialgeschichte bilden, die in seinen Wappen, Abbildung der wichtigsten Regierungsbauten,

vor allem aber in den Portraits der Herrscher, der Staatsmänner, der Beamten in Gemälden, Stichen und einer fortlaufenden Serie von Gipsabgüssen nach den Grabmälern wiedergegeben werden muß. Das Zähringer Haus, als das bedeutendste von allen, in dem sich schließlich die Vereinigung des Landes vollzieht, wird dabei die Hauptrolle spielen. Das Verhältnis des badischen Volkes zu seinen Fürsten war ja bis zuletzt ein derartig gutes und die Trennung vollzog sich in so vornehmen, allseits verständlichen Formen, daß kein vernünftiger Mensch im Lande daran Anstoß nehmen kann, wenn das Landesmuseum so in gewissen Teilen zu einem Denkmal des alten Herrscherhauses werden wird. Ebenso darf man hoffen, daß das Großherzogliche Haus durch freigebige Zuwendungen und Vermächtnisse dazu beihilft, dieses Denkmal seiner Familie zu einem würdigen zu gestalten. Es mag sogar etwas Verwunderliches darin liegen, daß die Republik Baden in dankbarer Anerkennung das ausführt, was auszuführen schon längst Sache des früheren Staates gewesen wäre. Selbstverständlich darf die übrige politische Geschichte daneben nicht vernachlässigt werden, die Männer, welche 1818 die Verfassung gaben, müssen ebenso vertreten sein, wie die Freiheitskämpfer der Jahre 1848/49 und ihre Gegner. Von den Wertheimer Grafen, den Habsburgern im Breisgau muß uns Kunde gegeben werden wie von den Bischöfen von Konstanz und darum gruppieren sich dann die Altertümer des kirchlichen, rechtlichen, Erwerbs- und häuslichen Lebens des Landes von den Urzeiten der Pfahlbauten an bis zu unsren Tagen. Das Material dazu ist, was die Urgeschichte, die Zeiten der Römer, Alemannen und Franken betrifft, in der Staatsammlung am Friedrichsplatz reichlich vorhanden, muß allerdings systematischer ausgebaut und für die politische Geschichte beinahe neu beschafft werden. Weniger gut sind das Mittelalter und die Neuzeit vertreten. Dank der glänzenden Sammeltätigkeit Hoffaders wird diese Lücke aber durch die Bestände des Kunstgewerbemuseums ausgefüllt, wo auch die Gegenstände der Volkskunde in reichem Maße vorhanden sind. Auch das Zähringer Museum und der Privatbesitz des Großherzoglichen Hauses werden hoffentlich ergänzend eintreten. Selbstverständlich muß das Münzkabinett ihnen angegliedert werden. Wohlgerne wendet sich aber dieses Museum nicht an unsern künstlerischen, sondern an den historischen Sinn, und bedeutendere Kunstwerke sollten darin keinen Platz finden. Das Publikum wird in seiner ganzen Betrachtungsweise heillos irreführt und verwirrt, wenn es nebeneinander historisch zwar wichtige Dokumente, aber künstlerisch oft minderwertige Objekte und große Kunstwerke sehen soll, seinen Geist also in andauerndem Wechsel neu einstellen muß. Große Kunst bedarf einer ganz anderen Vorbereitung. Dieses Museum muß sich dagegen auf eine streng logische Darstellung der Geschichte konzentrieren.

Allerdings wäre eine solche einseitig, wenn in ihr die feinste Blüte des geschichtlichen Lebens eines Landes, die Kunst, fehlen sollte. Deutlich geschieden von den rein historischen Dokumenten, und doch im gleichen Gebäude, muß sie ihre Vertretung finden. Man gebe aber dabei endlich einmal die alte schematische Trennung der Künste auf, vereinige vielmehr Gemälde, Plastik und Kunstgewerbe zu einem, glänzenden Ganzen. Bisher: nicht zu einem malerischen Durcheinander, zu einem bris-à-brac, wie es die Münchener Schule liebte. Ich denke mir die Aufstellung etwa in zwei parallelen Reihen von Räumen. In der einen die schönen Zimmer und die oberrheinischen Bestände des Kunstgewerbemuseums, in der anderen die oberrheinischen Gemälde der Kunsthalle bis zum Jahre 1800 zusammen mit den kostbaren Skulpturen der Staatsammlung (Niemenscheider!) und einigen erlesensten Gegenständen des Kunstgewerbes, beide Serien in lebendiger Wechselwirkung, so daß ein vollkommenes Bild unseres Kunstlebens entsteht und zugleich den großen Meisterwerken die denkbar günstigste Aufstellung zuteil wird.

Es liegt auf der Hand, daß ein solches Landesmuseum nicht in schon bestehende Räume, etwa die des Schlosses, eingezwängt werden kann. Die engere, historische Abteilung bedarf der größten Klarheit und Uebersichtlichkeit, die eigentliche Kunstabteilung der verschiedensten, ihren Zwecken genau angepaßten Räumlichkeiten. Wir haben in ähnlichen Museen mit solchen Profrustesbetten schon das Uebelste erlebt; alle lebendige Weiterentwicklung kann für immer unterbunden werden.

Damit aber, daß man ein solches Museum in vollendeter Form hinstellt, ist die Aufgabe, welche die heutige Zeit an öffentliche Institute stellt, bei weitem nicht erfüllt. Sie müssen lebendige Zentren geistigen Lebens werden. Der Weg dafür ist in diesem Falle deutlich vorgezeichnet. Mit dem Landesmuseum muß ja stinngemäß das Landeskonservatorium der Altertümer, die ganze staatliche Denkmalpflege verbunden sein. Diese darf sich aber nicht mehr auf die Ausübung ihrer amtlichen Funktionen beschränken, sie muß die ganze Bevölkerung für ihre Tätigkeit interessieren, Beamten, Pfarrer und Lehrer durch Kurse dafür schulen. Das Lehrmaterial dafür bietet das Landesmuseum. Seine Sammlungen müssen ihre Ergänzung finden in einer ausgewählten Bibliothek, in einem Denkmälerarchiv, das möglichst alle Werke der Architektur, der Plastik, der Malerei, des Kunstgewerbes aus dem ganzen Lande in guten Aufnahmen enthält, wie auch die Gegenstände der Volkskunde, nebst dem nötigen Vergleichsmaterial. Dem muß ein Lichtbilderarchiv angegliedert sein mit auszuleihenden Apparaten, so daß von hier aus das ganze Land gespeist werden kann. Alle Forschung muß hier ihr Zentrum finden, die zahllosen Altertümsvereine sich um diese Anstalt gruppieren, deren Beamten müssen durch Reisen und Vorträge im Lande die Fühlung aufrecht erhalten. Daß die Samm-

lungen, daß Bibliothek und Denkmälerarchiv in weitestgehender Weise geöffnet werden müssen, auch des Abends, liegt auf der Hand. So wird das Landesmuseum ein Kulturfaktor ersten Ranges, während die sogenannte Staatsammlung jetzt ein mehr vegetatives, stilles Dasein führt.

Durch die Uebernahme der oberrheinischen Bestände des Kunstgewerbemuseums und der Kunsthalle in das Landesmuseum werden diese beiden Anstalten zugleich in günstiger Weise entlastet. Das Kunstgewerbemuseum kann so seinem eigentlichen Zwecke wieder zugeführt werden, dem nämlich, den Schülern der Kunstgewerbeschule an einer gut ausgewählten Sammlung von Vorbildern die Techniken der früheren Zeiten und das Erwerben eines Stils aus Material, Technik und Zweck vorzuführen. Der Vichhof und die ihn umschließenden Gänge werden wieder frei für wechselnde Ausstellungen modernen Kunstgewerbes, woraus Schülern und Publikum erfrischende Anregung quillt. Daß das zur Aufgabe des Staates gehört, so lange er überhaupt eine Kunstgewerbeschule für nötig erachtet, braucht nicht erst erklärt zu werden.

Eine weitere Aufgabe ist die, der Bevölkerung des ganzen Landes die Anschauung der großen Kunst aller europäischen Länder zu ermöglichen. Der Badener will zu diesem Zweck nicht erst nach München und Stuttgart reisen müssen. Allüberall muß die Landeshauptstadt diesen Wunsch erfüllen. Nur sie kann es auch, weil nur in ihr dank der fürstlichen Sammlertätigkeit früherer Zeiten Bestände vorhanden sind, wie sie auch die reichste Stadt Badens sich heute nicht mehr kaufen kann, man denke nur an den Rembrandt und die Niederländer, den Jordaens, den van der Velt und die Chardin der Kunsthalle. Ihre Aufstellung bringt heute ihren Wert nicht ganz zur Geltung. Für sie, die Repräsentanten einer aristokratischen und patriizischen Kultur, sind aber die Räume im Hauptbau des Schlosses in hervorragendem Maße geeignet. Die eigentlichen Prunk- und Wohnräume in der edlen Ausstattung des 18. Jahrhunderts müssen ja — wieder ermöglicht durch das verständliche Auseinandergehen von Fürst und Volk — als Denkmal früherer Zeiten erhalten bleiben. Werden die Gemälde mit ihnen vereinigt und vielleicht noch durch ein oder den andern glücklichen Ankauf italienischer Kunst — hier laßt eine Lücke — ergänzt, so findet das badische Volk in seiner Hauptstadt eine würdige und anregende, nicht mehr von gähnender Langeweile starrende Wiedergabe der Kunst Europas, des Europas, das sich heute im Wahnwirbel zerfleischt und doch über ein Jahrtausend in allen Kulturströmungen eins und einzig war.

Die Kunsthalle aber wird so frei für die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts, die in ihr bis jetzt ein eingegänges, unerkundliches Dasein führt. Die Aufstellung ist infolge der Raumnot ja kläglich — man denke nur an den unerfreulichen Feuerbachaal, der doch geradezu ein Glanzstück bilden müßte, an die häßliche Magazinierung der neueren Ankäufe in den für Plastik bestimmten Sälen des Erdgeschosses und anderes mehr. Wir wollen heute an diese Wunden nicht rühren. All das wäre durch die von uns vorgeschlagene Entlastung mit einem Schläge beseitigt und vielleicht könnte dann die nun würdig aufgestellte Sammlung mit der Plastik vereint auch jene innere Ausbildung erfahren, die ihr heute dank dem Eigensinn der Verhältnisse fehlt. Das badische Volk hat das Recht zu verlangen, daß seine wahrlich nicht unbedeutende lebende Kunst an einer Stelle des Landes vollgültige Vertretung findet, und das Kunstleben Karlsruhe, die Kunstakademie, die auf das ganze Land ausstrahlen, sie brauchen neben der Repräsentanz der Einheimischen auch Werke der führenden Geister unserer Zeit zur Anregung und Förderung. Voraussetzung ist natürlich, daß eine geschmackvolle Hand Ausbildung und Aufstellung besorgt, daß die Werke erster Dualität zur vollen Geltung gebracht werden, so daß das Publikum nicht gähnend und verwirrt die Räume verläßt — auch aus heute nicht gerade modischen Werken kann eine geschickte Aufstellung ungeahnte Werte herausholen — sondern angeregt und gefördert in dem Verständnis echter Kunst.

Voraussetzung allerdings auch, daß die Gipsabgüsse aus dem unteren Stadwerk verschwinden. Sie mögen für kunstgeschichtliche Studien recht nützlich sein, auch dem angehenden Kunstjünger manche Fingerzeige geben — in einem Hause echter Kunst haben solche Nachbildungen kein Daseinsrecht. Man bringe sie in einem der Seitenflügel des Schlosses unter, etwa im Marstall, der leicht dazu herzurichten ist, nahe dem Politechnikum und mit dessen Abgüssen vereint, so hat man auf einen Schlag ein wunderbares Unterrichtsmuseum. Für das Erdgeschoss der Kunsthalle ist längst eine Verwendung da. Die Staatsammlung besitzt wertvolle ägyptische Reliefs, eine prachtvolle Vasens-, Terracotten- und Bronzesammlung, die mit dem historischen Landesmuseum auch nicht das geringste zu tun haben, den Besucher dort nur irreführen. Auch einige antike Marmorstatuen sind vorhanden. Das alles vereinige man in dem Erdgeschoss der Kunsthalle, deren Räume dazu, auch in ihrer Dekoration, mit geringster Abänderung wie geschaffen sind. So allein macht die Kunsthalle ihren Namen wahr und wird zu einem Tempel exquisten Kunstgenusses, die Sammlungen unschätzbaren Wertes werden aber endlich aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt.

Wird die Staatsammlung in das neue historische Landesmuseum überführt, so wird dafür zugleich im Sammlungsgebäude im Erdgeschoss für die Naturkunde der nötige Platz gemacht.

Anm. 1. Die Kopien, mit Ausnahme der Manta Feuerbach-Tizians, hätten selbstverständlich zu verschwinden, sie können sehr gut zur unbedingt nötigen Ausschmückung der leeren und doch so herrlichen Räume des Markatter Schlosses beisteuern.

Die Fauna und Flora des Landes mit dem auch hier nötigen Vergleichsmaterial an einer Zentralstelle studieren zu können, ist eine der berechtigten Forderungen, die der Badener stellen darf. Vor allem aber erhält die Landesbibliothek endlich Lust, kann ihre Büchermagazine ausdehnen und für ihre kostbaren Handschriftenbestände, die bisher dem weiteren Publikum so ziemlich vorenthalten waren, vor allem für die illuminierten Handschriften, dann auch für die Inkunabeln, die Wiegendrucke der Buchkunst, die nötigen Ausstellungsräume schaffen.

Man nehme nun dazu noch das in seinem Neubau so vorzüglich geordnete Generallandesarchiv, den Mittelpunkt der geschichtlichen Forschung des ganzen Landes, und man ermesse nun einmal, welche geistige Förderung für ganz Baden aus diesen Instituten seiner Hauptstadt hervorgehen kann, und das ohne nennenswerte Neuanschaffungen und Neuausgaben — die tüchtigen Kräfte, welche die richtige Ausnützung ermöglichen, vorausgesetzt. Die einzige Neuausgabe ist der Neubau des historischen Landesmuseums, der unter den heutigen Verhältnissen wohl auf zwei Millionen zu schätzen ist. Selbst in unseren schweren Zeiten aber spielen den sonstigen Ausgaben gegenüber — diese Karlsruher Institute sind doch mindestens eine Universität wert — diese zwei Millionen keine Rolle. Und die großherzigen Spender, die wir bisher in Baden hatten, werden auch trotz ihrer starken Belastung heute nicht versagen, wenn ein herzlicher Ruf des badischen Landes an sie ergeht; die Millionäre aber, welche früher nach Titel und Orden geizten, haben allen Grund, sich um den neuen Volksstaat verdient zu machen. Mehr braucht darüber heute nicht gesagt zu werden.

So und nicht viel anders kann und muß die Lösung der Karlsruher Museumsfrage erfolgen, die keine Karlsruher Frage ist, sondern eine Forderung des ganzen Landes. Der badische Steuerzahler hat das Recht, auf die richtige Auswirkung der von ihm unterhaltenen Landesinstitute zu dringen. In ihrer bisherigen Verfahrensweise und unwürdigen Aufstellung infolge der Mangelhaftigkeit haben sie dem badischen Volke mit Ausnahme der Bibliothek und des Archivs nichts, aber auch gar nichts gegeben. Für solchen Luxus haben wir gerade in der heutigen Zeit keinen Pfennig mehr über. Will man die Institute nicht in dem angebotenen Sinn zu wahrhaft fruchtbringenden für das Land machen, so dezentralisiere man, d. h. zerteile die Sammlungen und gebe die einzelnen Stücke den Landesstellen, aus denen sie stammen und die für ihre Verwertung sicher sorgen werden, zurück. Wünschenswert ist das nicht, im Interesse des Landes liegen vielmehr neben lebendigen Provinzialmuseen die Einheit repräsentierende Zentralmuseen: es ist die „ultima ratio“. Wünschen wir, daß wir nicht zu ihr greifen müssen.

Ist der Neubau des historischen Landesmuseums zurzeit aus finanziellen Gründen nicht möglich — er muß aber möglich gemacht werden —, so schaffe man aber vor allem nichts Dabes, d. h. man pferde die Sachen nicht in mit mehr oder minder großen Kosten hergerichtete, ungeeignete Gebäude hinein. Man lasse dann die Staatssammlung bis zur endgültigen Vereinerung mit den Beständen des Kunstgewerbemuseums einziehen am Friedrichsplatz, entlaste sie nur von den Vasen und Bronzen, sowie von der Völkerkunde, die hier gar nichts zu suchen hat, und gebe, so gut man kann, eine einigermaßen genügende Geschichte des Landes, bereite aber in allem die Zukunft vor. Die alten Gemälde, auch die oberrheinischen, schaffe man dann einzuweilen mit den Skulpturen ins Schloß, hoffentlich auf nicht lange, und führe wenigstens in der Kunsthalle die vorgeschlagenen Neuerungen durch.

Die Sammlung für Völkerkunde hat, wie wir eben sagten, in der historischen Landesammlung keinen Platz. Ihre Anlage verdankt sie einer Zeit, in welcher der Gesichtskreis der europäischen Völker sich plötzlich über die Erde erweiterte, und in diesem Sinne hatte sie damals ihre Berechtigung. Aber die Staatsmittel haben zu einer richtigen Ausgestaltung niemals ausgereicht, die Berechtigung zu ihrer Verwendung dafür war auch geschwunden. Die Freiburger Sammlungen für Völkerkunde haben die Staatssammlung längst überflügelt, die Mannheimer sind im Begriffe, es zu tun. In diesem Falle ist Dezentralisation durchaus am Platze. Die Universitätsstadt mit ihren Dozenten für Völkerkunde, die große Handelsstadt, sie mögen dieses Gebiet weiter ausbauen. Die Karlsruher Sammlung kann niemals zu einem Landesmuseum auf diesem Gebiet werden — die Mittel des Staates sind durch die oben gekennzeichneten Aufgaben genügend in Anspruch genommen, — sie hat einen rein lokalen Wert für die Bevölkerung Karlsruhes. Man überweise sie also der Stadt, die sie nach Belieben mit ihren eigenen Mitteln weiter bilden möge. Unterzubringen wäre sie wohl leicht in einem Seitensügel des Schlosses, etwa dem Küchengebäude oder sonstwo.

Denn für rein lokale Karlsruher Museumsaufgaben hat der Staat als solcher keinen Pfennig übrig, so wenig, wie er zu den Kosten der Mannheimer und Freiburger Sammlungen etwas beiträgt. Der badische Steuerzahler würde gewiß gegen die Verwendung staatlicher Gelder für Karlsruhe allein protestieren. Die Stadt Karlsruhe hat den nächsten Genuß der großen Landesinstitute. Sie selbst hat nur eine dringende museale Aufgabe: die Geschichte ihrer Stadt in Plänen, Ansichten, Modellen, erhaltenen Stücken darzustellen, wie sie das in richtiger Erkenntnis in dem Städtischen Archiv so schön begonnen hat. Wenn wir recht beachtet sind, plant sie neuerdings die Errichtung eines Schloßmuseums, das sich zu einem badischen Dichtermuseum auswachsen soll. In einer Stadt, in der ein Hebel und Scheffel und noch soviel andere liebenswürdige, badische Dichter zu Hause oder zu

Gast waren, ein sicher zu begrüßendes Unternehmen, von dem, falls es nicht nur trocken musealisch behandelt wird, auch reiches Leben ausgehen kann. So wird die Landeshauptstadt, auch trotz des Wegfalls des Hofes, ihren Rang in Baden auf geistigem Gebiete sicherlich behaupten.

In ihrem, ja mehr noch in des Landes Interesse, hoffen wir auf eine richtige Lösung der Frage der Karlsruher Sammlungen. In diesen schweren Tagen, da uns ein fürchterlicher Friede bevorsteht, mag zwar manchem die Beschäftigung mit solchen Dingen überflüssig erscheinen. Sehr mit Unrecht. Gerade die fürchterliche Verarmung, mit der uns der Ausgang dieses Krieges bedroht, die tiefste Not, die unser Volk bedrückt, sie müssen uns veranlassen, die geistigen Werte, die wir noch besitzen und die man uns nicht rauben kann noch rauben wird, aufs Beste auszunützen und mit ihnen die Wiederaufrichtung unseres Volkes zu bewirken. Gerade durch die Karlsruher Sammlungen aber kann, wenn sie richtig verwertet werden, das Kostlichste in uns gefördert werden, was wir besitzen, und das uns über die Erdennot hinüberträgt, die Liebe zur Heimat und zur Kunst, sie allein im Verein mit wahrer Religion können uns den Trost geben, dessen wir so dringend gebrauchen.

Goethes Westöstlicher Divan.

Eine Hundertjahrfeier.

Von Prof. Dr. Georg Witkowski.

Den Menschen deutscher Zunge gilt Goethe als ihr größter Dichter. Aber selbst diejenigen, die sich zu den Gebildeten zählen, kennen zumeist nur einen geringen Bruchteil seiner Werke: von den Gedichten, was Schule und Konzertsaal der Menge darbieten, die auf der Bühne lebenden Dramen, außerdem etwa noch Stücke aus „Dichtung und Wahrheit“, vielleicht „Werther“ oder, angeregt durch die Oper „Mignon“, die ersten Teile des „Wilhelm Meister“, während die Fortsetzung „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ als in der Tat nicht leicht genießbare Kost mit ehrfürchtiger Scheu abgewiesen wird. Dem gleichen Schicksal ist auch weit unverständlicher die große Sammlung Goethescher Alterslyrik verfallen, die zur Ostermesse 1819 hervortrat: Goethes Westöstlicher Divan. Wie wenig Begehr nach ihr herrscht, bezeugt die Tatsache, daß die erste, kleine Auflage für fast ein Jahrhundert ausgereicht hat; noch vor kurzem konnte man sie für 3,50 Mark bei dem Verleger Cotta erwerben. Neuerdings wurde freilich auch dieses Buch, gleich so vielen anderen, von den Bibliophilen mit dem Wahlspruch „Nicht mitzulesen, mitzusammeln bin ich da“ zu schwindelnden Preisgipfeln emporgerissen.

Würde der Kaufwert eines Wertes durch seinen inneren Gehalt oder durch seine geschichtliche Bedeutung bestimmt, so wäre der Westöstliche Divan sicher würdig, zu den großen Kostbarkeiten des Büchermarktes gezählt zu werden. In reifer, von höchstem Können geadelter Form birgt er eine Fülle tiefen Gefühl, hoher Lebensweisheit, leidenschaftlichen Erlebens eines in später Jugend glühenden Dichterherzens. Und er hat der deutschen Kunst eine neue Provinz erobert, jenes Gebiet im fernen Osten, das sogleich von Platen und Rückert und so manchem kleineren Dichter besiedelt wurde, die persische Lehr-, Liebes- und Weinpoesie.

Goethe selbst war erst wenige Jahre zuvor auf diesem Felde heimisch geworden. Als das Volk 1813 aufstand und der große Sturm gegen die Fremdherrschaft losbrach, da barg der Dichter sich vor dem Brausen des Zeitgeistes in den fernsten Fernen:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenlust zu kosten!

In ein Bereich drang er ein, das den heiligen Stätten biblischer Patriarchenzeit benachbart, gleich jenen die Menschheit in jugendlicherer, der Natur näher verwandter Gestalt zu offenbaren schien. Sein Führer wurde der persische Dichter des 14. Jahrhunderts, dem seine Zeit den Beinamen Hafis, der im Koran völlig bewanderte, verliehen hatte. Im Sommer 1814 lernte Goethe den „Divan“, zu Deutsch „die Gedichtsammlung“, des Hafis in der soeben erschienenen Uebersetzung von Josef von Hammer-Purgstall kennen, und ihm entfaltete sich ein Geist, der dem seinigen aufs nächste verwandt war. In der Einleitung Hammer-Purgstalls las er, daß Hafis von Fürsten geehrt, von Freunden geliebt in den Rosenhainen von Shiras unter Studien und Genuß seine Lebensstage verbrachte, während unaufhörliche Kriege tobten, bis endlich durch den gewaltigen Eroberer Timur ganz Asien aufflammte, eine welte, schreckliche Feuersbrunst. „Hafis ward dem Eroberer vorgestellt und auch von ihm gnädig aufgenommen“.

Vom siebenjährigen Krieg, durch die Ketten der Revolution hin bis zur Verbannung Napoleons nach Elba, — welche Folge von gewaltigen Völkerkämpfen, welches welterschütternde Eroberertum hatte auch Goethe erlebt, auch er von dem Weltbezwinnger Napoleon mit einziger Günst bedacht. Aber mehr als das äußerlich Neuhliche solcher Schicksale bedeutete die gleiche Geistes- und Gemütshaltung, in der beide Dichter den großen Stürmen ihrer Zeitalter begegnet waren. Ihnen erschien das Frische als das wesensgleiche Kleid der Gottheit, alles Vergängliche sank zu dem: Minderwert des Symbols hinab und gewann doch wiederum, weil sich auch im Kleinsten Ewiges verbirgt, mystische Beziehung. In dem Kreis des göttlichen Seins fühlt der Dichter sich ge-

borgen, frohen Herzens blickt er über Tod und Vergehen hinweg auf die unvergängliche Heiterkeit, die in dem Worte „Süß und werdel“ ihm geoffenbart ist. Das gibt ihm die Kraft zur Lebensfreude. Unbekümmert um trübselige Pfaffen und engsinnige Philister genießt er den Tag im Sinnen, Lieben, Trinken. Im süßesten der Divangedichte ruft Goethe aus:

So, Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel
Uns führen bei der Gläser Klang
Zu unsres Schöpfers Tempel.

Als er bald darauf nach langen Jahren wieder seiner rheinischen Heimat zuerückte, da entfloß seinem durch den Perser erfrischten Herzen ein Lied nach dem andern, von neuer Jugend zeugend, und neue Liebesfähigkeit glüht auf. Jetzt ist es nicht die stürmische, im Genuß sich erschöpfende Leidenschaft; das tiefste der Divangedichte preist die „Selige Sehnsucht“ nach dem höheren Werden im Untergang des Liebestodes.

Diese neue, höhere Liebe sollte ihm am Main und Rhein zum Erlebnis werden. Zwischen dem 63jährigen Dichter und der 34jährigen Marianne Willemer spann sich ein Band, so rein und zart gefärbt, so fest gewoben und so drohend mit dunkelroten Fäden durchflochten, daß nur höchste Geittätigkeit die Gefahr solcher Verknüpfung zweier Herzen abwehren konnte. Das Wunder begab sich. In den Liedern des Buches „Suleika“, den edelsten Perlen des Westfälischen Divans, verloberten die Flamme aus Mariannens und Goethes Seele, so mildem Leuchten gedämpft. Die Geliebte erwies sich in den poetischen Lauten ihres schönen, glühvollen Fühlens dem Dichter ebenbürtig. Viele Jahre hindurch haben ihre Lieder, die er unter die seinen eingereiht, als sein Gut gegolten, bis nach ihrem Tode das Geheimnis enthüllt wurde: „Nochbeglückt in deiner Liebe“, „Was bedeutet die Bewegung?“, und das schönste der Lieder Marianne-Suleika: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide!“

Der Sommer des Jahres 1815 hat diese Liebe zur Blüte entfaltet; dann haben sich Goethe und Marianne Willemer nie wieder gesehen. Nur die anmutigen Briefe, in denen das Spiel der Verse sich fortsetzte, bezeugten die Dauer ihres reinen, von geläuterter Menschlichkeit geweihten Bundes. Indessen wuchs die Schar der Divan-Gedichte auf dem durch Hafis befruchteten Boden der reifen Lebens- und Dichterkraft Goethes zu erstaunlicher Zahl an. Während er sich immer mehr in die Welt des Persers vertiefte, lockte ihn unaufhörlich sein eigenes Innendasein durch ihre Vermittlung dichterisch zu formen. Schon im Mai 1815 waren hundert Stücke beisammen, und Goethe bot Cotta einen Band zum Verlag an, betitelt „Versammlung deutscher Gedichte, mit stetem Bezug auf den Divan des persischen Sängers Mahomed Schemseddin Hafis“. Bis zum Februar 1818 trat immer noch Neues hinzu, wurde in zwölf Bänden mit persisch-deutschen Anmerkungen geordnet, beschloßen mit reich belehrenden Notizen und Abhandlungen zum besseren Verständnis und erschien nach langwierigem Druck zur Ostermesse 1819.

Was Goethe wollte, besagt am deutlichsten der in persischer Schrift neben das deutsche Titelblatt gestellte Name des Buches: „Der östliche Divan von dem westlichen Sänger.“ Ein Dichter des deutschen 19. Jahrhunderts bedient sich der Vorstellungen und Bilder des Ostens, um von sich und seiner Welt zu singen und zu sagen. Goethe kostümiert sich nicht als Perser; er kommt als Fremder in das Land des Hafis, wird dort heimisch, behält aber seine eigene Art, auch in Sprach- und Versform, bis auf geringfügige Anlehnungen an Persisches bei. Wenn das Turbantuch Duldend, der Wiedehopf Hudhud, die Nachtigall Bulbul genannt wird, so soll dadurch die Vokalfarbe verstärkt, nicht etwa der Einbruch der Uebertragung aus der fremden Sprache gewedt werden, und das gleiche bezwecken die orientalisierenden Metaphern, die hier und da das Verständnis etwas erschweren.

Goethe hat seinen Westfälischen Divan nicht für Leser bestimmt, die nur Allweltsgedühle in einfaches, auf den ersten Blick verständlichen Worten genießen wollen. Was er darbietet, ist betteres Spiel höchster Geittätigkeit, keineswegs gefühlsarm, sondern überall vom Empfinden bis zur Hitze lodender Flamme des Hasses und der Liebe durchleuchtet.

Das städtische Ei.

Grotteske von Wilfrid.

Eins steht fest: die Bühner tun ihre Pflicht nicht. Sie lassen die rechte Produktionsfreude vermissen. Selbst ein Eierpreis von 35 Bg. läßt sie kalt. Wer jedoch in der Lage ist, die Bühnerseele mit Marktküden zu kitzeln, dem braucht auch Bühner kein leerer Begriff sein. Für die andern Zeitgenossen aber — sofern sie nicht als Bühnerbakter mit diesen Wägeln auf vertrautem Fuß stehen — hat das Wort „Ei“ seinen irdischen Klang verloren. Auch für mich Unglücklichen, dessen Leibweise Eier sind. Dennoch las ich gewissenhaft die Zeitung auf die Möglichkeit hin, doch einmal ein Ei in den städtischen Bekanntmachungen zu finden. Täglich kaufte ich sofort nach Fertigstellung eine Nummer des Anzeigers und verschlang noch auf dem Flur des Verlagshauses die Bekanntmachungen. Und richtig — mein Vertrauen war nicht umsonst gewesen — erschien in einer Freitagnummer: Ein Ei zum Preise von 37 Bg. wird morgen auf Lebensmittelfarten Nr. 19 abgegeben. Mit jubelndem Herzen eilte ich nach Hause, um aus dem mir von einer weisen Behörde ausgehändigten Schatz an geschmacklosen, aber dafür schön bunten Lebensmittelfarten, die Nr. 19 herauszukauben. Zum Glück hatte

ich auch noch 38 Bg. und eilte nach der Butterhandlung Saft u. Binselband, um mein Ei zu ersehen. Aber was geschieht mir? Das schöne Butterfäulein, eine raffige Blondine, schiebt mir meine Marke Nummer 19 zurück mit der Bemerkung, daß es immer auf vier solcher Marken ein Ei gäbe. — Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, als ob mir der Kopf davonflöge und meine Gliedmaßen Tango zu tanzen beabsichtigten. Unter dem hämischen Grinsen der Badenmaid wandte ich endlich hinaus und irte 3/4 Stunden in den mangelhaft beleuchteten Straßen umher, bis mich ein Ordnungswächter nach Hause brachte. Das war die Strafe, weil ich die Bekanntmachungen niemals zu Ende gelesen hatte.

Allmählich erholte ich mich aber wieder von dem Schlag und meine Ueberlegung und Tatkraft lehrten rückwärts wieder zurück. Jetzt konnte nur eins geschehen: die nötigen Teilnehmer an dem Ei zu suchen. Meine Bekannte ließen dabei weg, denn die Familie, aus 16 Köpfen bestehend, ging gerade in vier Eiern auf. Den Plan, eine Witwe mit zwei Kindern zu heiraten, verwarf ich bald wieder, denn meine Freiheit galt mir auch etwas. So bediente ich mich als moderner Mensch der Presse und ließ ein Inserat folgenden Inhalts los: „Zum Kauf und Genuß des städtischen Eis sucht Herr drei Partner. Angebote unter . . . Der Erfolg war gut, 184 Offerten liefen ein, in der Hauptstadt von Damen, die auf dem Wege über das Ei wohl zu einem Ehegatten zu gelangen hofften. Da ich als Jungeselle sterben will, vernichtete ich diese Briefe und beschäftigte mich nur mit den sechzehn von Männern stammenden Angeboten. Ihre Briefe sandte ich an einen namhaften Graphologen in der Hauptstadt, um mich als vorsichtiger Mensch vorerst über den Charakter meiner künftigen Partner bei einer so wichtigen Sache zu unterrichten. Drei Herren, einen Oberlehrer, einen Maurerpolier und einen Klavierstimmer, die nach den erhaltenen Gutachten Musterbeispiele von Einfach, Güte und Schwäche sein mußten, bestimmte ich dann zu meinen Eigenossen und holte bald von ihnen — jeweils unter Zurücklassung eines Pfandes — die Eiermarke Nr. 22 ab. (Nr. 19 war inzwischen verfallen.)

Es war ein wundervolles Ei, das ich darauf kaufte, zwar nur klein, aber, so anders wie gewöhnliche Eier und schön, — meinen trunkenen Augen schien es wenigstens so. Laut Abrede sollte es am nächsten Sonntag, und zwar in meiner Wohnung, unsere vier Gaumen fressen. Ich bereitete eine kleine Feier vor, arbeitete eine kleine, launige, dreistündige Rede dazu aus und besorgte einen „guten Tropfen“.

Der große Tag war da. Lange vor der festgesetzten Zeit schon erschienen die Herren im Gesellschaftsanzug und weißer Binde — nur der Maurerpolier kam in Pantoffeln und ohne Kragen — und setzten sich um den etwas wackeligen Tisch, in dessen Mitte auf einer mit von der Wirtin geliehenen Marmorplatte das Ei stehlich fraßte. Es war recht feierlich. Ich schenkte die Gläser voll und wollte mit meiner Rede beginnen, als Herr Bruchlos, der Klavierstimmer, der mein Beginnen mißtrauisch verfolgt hatte, aufsprang und meinte, man könne den Wein auch ohne Rede trinken, und er habe — darf ich den Ausdruck hier wiedergeben? — schon „lauffigen“ Hunger. Die beiden anderen Herren stimmten ihm bei. Sie hätten in Erwartung des abendlichen Schmarres kein Mittagbrot gegessen und legten daher nach Nahrung. Da sie tatsächlich recht verhungert aussahen, fügte ich mich und schluckte meine geistvolle Rede hinunter.

„Wie wollen wir das Ei denn eigentlich genehmigen?“, fragte da auf einmal Herr Schlud, der Maurerpolier, ein rüstiger, aber schlecht rasiertes Sechziger, dem lange Haare aus der etwas verformten Nase sproßten. Tuschel, daran hatte ich noch gar nicht gedacht. „Es wird das Einfachste sein, wir kochen es“, meinte ich. Doch da meldete der Mannerbach des Oberlehrers Dr. Mau, daß er gelochtes Ei nicht möge und rohe auch viel gesünder seien. Damit kam er bei dem Klavierspieler schlecht an. „Rohe Eier (ber Gute übertrieb etwas, auf seinen Kopf kam ja nur ein Viertel), esse ich auf keinen Fall“, errietete er sich, und griff sich erregt an seinen, nicht mehr sauberen Stechtragen. Der Maurerpolier machte jetzt einen Vorschlag: „Ich esse am liebsten Eier jebraten.“ „Auch nicht schlecht“, sagte Dr. Mau, und riß roh an seinem umfangreichen linken Ohr, „aber haben wir denn das nötige Fett?“ Das hatten wir nicht. Da kam mir die Erleuchtung. „Meine Herren!“, hub ich an und meine Stimme zitterte leicht im Vorgefühle des Triumphes, „ein Viertel Ei ist zu wenig, kaum ein Happen, ein Schluck, ganz abgesehen davon, daß es schier unmöglich ist, es gerecht zu teilen. Ich schlage darum vor, wir lassen das Ei ausbrüten, das Substanz grohziehen und schlachten es dann und essen es gebrochen. Das lohnt sich denn wenigstens und teilen läßt es sich auch.“ Einen Augenblick schien es, als ob mein Vorschlag Beifall finden würde. Aber da verdrüsterten sich die Blicke des Herrn Schlud und er sagte mit Grabestimme: „Bis das so weit ist, bin ich längst tot.“ Jetzt erhob sich Dr. Mau und ließ seinen Daß folgendes sprechen: „So gut der Vorschlag erscheint, meine Herren, so ist es doch ein gewagtes Experiment. Sie wissen doch nicht — er erödete sich unter die Peride, dessen fuchsiges Braun sich wirkungsvoll von der Farbe seines eigenen Haars abhob — „ob ein Substanz . . . Nur dann kann aus dem Ei ein neues Lebewesen entstehen. Im andern Falle aber wird durch das Ausbrüten das Ei vernichtet.“ Mir war das neu. Aber um auch wissend zu erscheinen, entgegnete ich: „Ja, das ist von der Natur nicht gut eingerichtet, daß man den Eiern nicht antreiben kann, ob sie vom Substanz oder vom Substanz geatet sind.“ Darauf verdrüstete sich der Oberlehrer heftig, während Herr Schlud blüchelnell unter den Tisch verschwand, weil er, wie er von unten mit selbstam geprehter Stimme vernehmen ließ, seinen rechten Pantoffel verloren habe. Der Klavierspieler aber bekam einen schrecklichen Lachanfall, den ich mir nicht an den deuten vermochte.

Wir hatten inzwischen dem „guten Tropfen“ wader zugesprochen und eine aufgeweckte Stimmung hatte sich unter bemächtigt. An dieser kam mir plötzlich noch eine glänzende Idee, und ich ärgerte nicht, sie sofort von mir zu geben. „Meine Herren!“, sagte ich, „haben ist mir eine wunderbare Lösung unseres schwierigen Falles eingefallen: Wir lösen, wer das ganze Ei bekommen soll! Der Gewinner kann es nach seiner Art genießen und er hat dann auch etwas davon.“ Ein ungesümmes Bravo erkant aus drei Männerkehlen, und ich bin stolz. Wir lösen. Ich bin der Glückspilz! — Verwirrt stehe ich einen Augenblick und starrte ins Unwissen — Da sehe ich dich vor mir das zorn- und weingetränkte Gesicht des Klavierstimmers, der in der rechten Hand das Ei hält. — Jetzt — grundstürzter Himmel! — heft er die Sand — und schludert das Ei mit den Worten: „Da, du Gauner!“ mitten an meine weiße Stirn.

Das Ei war faul.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unbenannte Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert — Druck und Verlag

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen
der G. F. Müllerischen Hofbuchhandlung m. f. b.